

Eine Ethnografie

Ethnografie im, zum und durch das Internet

Pacagnella (1997) beschrieb enthusiastisch die Vorteile der virtuellen Ethnografie: die automatische Datenarchivierung, keine Beeinflussung der Beobachteten durch die Forschende, Forschung von Zuhause aus und das alles kostengünstig. Sein grenzenloser Enthusiasmus genauso wie die große Skepsis einiger anderer Forschenden in dieser Zeit sind mittlerweile einem nüchterneren Umgang mit dem nicht mehr so neuen Medium Internet gewichen. So spricht zum Beispiel Hine nicht mehr von einer spezifisch virtuellen Ethnografie (vgl. Hine 2000), sondern von einer allgemeineren Ethnografie für das Internet (vgl. Hine 2015). Die Alltäglichkeit des Umgangs mit dem Internet, die Anfang der 2010er zu verzeichnen ist, unterscheidet sich für Hine (2015) so sehr vom Umgang mit dem damals neuen Medium in den späten 1990ern, dass neue Analyseansätze und Methoden entwickelt werden müssen. Die selbstverständliche Integration von virtuellen Medien in alltägliche Praxen spiegelt sich auch vermehrt in ethnografischen Arbeiten wider, die sich mit diesen zumindest am Rande beschäftigen müssen. So wird eine Auseinandersetzung mit diesem Forschungsfeld langsam in ethnografische Methoden-Handbücher aufgenommen (z.B. Koch 2014) und es entstehen spezialisierte Handbücher (z.B. Boellstorff et al. 2012). Dabei spielen die sozialen Medien (vgl. Schmidt 2011) mit ihren eigenen Logiken eine immer größere Rolle (vgl. Miller 2011). Der beginnenden Etablierung von ethnografischen Methoden ging die Veröffentlichung zahlreicher Ethnografien zu virtuellen Räumen bzw. Internetnutzung Ende der 2000er/Anfang der 2010er Jahre voraus³. Diese Studien unterscheiden sich in ihrem konkreten Forschungsgegenstand ebenso wie im methodischen Vorgehen. Dabei gibt es sowohl Arbeiten, in denen sich das ethnografische Forschen auf kurze Beobachtungen und ein paar Interviews beschränkt (diese nennen sich häufig medienethnografisch), als auch Studien, die auf einem dauerhaften, häufig mehrjährigen Aufenthalt im (virtuellen) Feld beruhen. Hine (2015) und Boellstorff et al. (2012) widmen sich letzterem Zugang.⁴

Eine zentrale Frage des ethnografischen Forschens im, zum und durch das Internet ist, was genau der Untersuchungsgegenstand ist. Mich prägten bei meinem Forschungsdesign Miller und Slater (2000), die als ihren Forschungsgegenstand definierten: »the way in which a communicative technology is encountered from, and rooted in, a particular place« (ebd., 4). Anders als Miller und Slater (2000) interessierte mich aber nicht primär der physische Ort der Internetnutzung (bei Miller

3 Unter anderem McGlotten (2013), Bozdag (2013), Miller (2011), Dombrowski (2011), Kuntsman (2009), Greschke (2009), Braune (2008) und Shahani (2008).

4 Siehe Fleischhack (2019) für eine Diskussion zum aktuellen Stand der digitalen Anthropologie/Ethnografie.

und Slater war dies Trinidad), sondern das soziale Netzwerk, das rund um einen virtuellen Raum entstanden war (vgl. Gajjala 2004; Shahani 2008; Kuntsman 2009; Greschke 2009). Eine vollkommen getrennte Betrachtung von online und offline ist ethnografisch nicht produktiv (vgl. Miller und Slater 2000, 1-5). Die Aufgabe der Ethnografie liegt vielmehr darin, die Komplexität des Untersuchungsgegenstands zu erfassen und eine dichte Beschreibung zu liefern (vgl. ebd., 1-22; Hine 2015, 87-88). Dafür ist es notwendig, langfristig zu beobachten und mit den Beobachteten zu interagieren, um sich so irritieren zu lassen und Fragen zu erzeugen (vgl. Miller und Slater 2000, 21; Hine 2015, 55-56). Es reicht nicht aus – wie Pacagnella (1997) suggerierte – zu archivieren, was online passiert. Es ist notwendig, selbst zu erleben, um analysieren zu können (vgl. Hine 2015, 55-56). Dabei stellt die teilnehmende Beobachtung online andere Anforderungen als jene offline und diese verändern sich laufend mit der Weiterentwicklung der Internettechnologien (vgl. Boellstorff et al. 2012, 65-91). Zudem, so argumentiert Hine (2015, 60), wird beim Forschen im, zum und durch das Internet die kunstvolle⁵ Konstruktion des ethnografischen Feldes besonders deutlich, da es noch weniger als im geografischen Raum eindeutige Grenzen gibt und Räume auf multiple Arten miteinander verbunden sind. Nach Hine (ebd. 58-70) soll sich daher das Feld und seine Grenzen im Laufe der Feldforschung entwickeln, in dem bedeutenden Beziehungen gefolgt wird (vgl. Miller und Slater 2000, 1-22). Die Grenzen des Feldes bzw. die Zusammensetzung verschiedener Felder müssen hierbei von den Forschenden in Abhängigkeit von ihren theoretischen Interessen bestimmt werden (vgl. Hine 2015, 65).

Hartmann und Krotz (2010, 240) sprechen von Critical Cyberculture Studies, wenn Forschungsprojekte Machtungleichheiten berücksichtigen. Mittlerweile gibt es eine ganze Reihe von Arbeiten, die diesem Feld zuzurechnen sind. Mich haben vor allem jene Studien beeinflusst, die feministische und postkoloniale bzw. rassismuskritische Untersuchungsperspektiven verbunden haben⁶.

Forschungsethische Herausforderungen

Da viele virtuelle Räume leicht zugänglich sind und es kaum auffällt, wenn Forschende sich für Forschungszwecke dort aufzuhalten, kommt es immer wieder dazu, dass Beobachtungen durchgeführt werden, ohne die Beobachteten darüber zu informieren und sich ihre Zustimmung einzuholen. Damit wird gegen grundlegende forschungsethische Standards verstößen. Schon Anfang der 2000er Jahre hat Döring (2003, 237-242) als wesentliche Anforderungen an die Online-Forschung

5 Hine (2015, 60) spricht von »artful construction«. In dieser Formulierung steckt sowohl, dass das Feld geschickt abgesteckt werden muss, als auch, dass dies ein künstlicher und ein gestaltender Schritt ist.

6 Insbesondere Gajjala (2004) und Kuntsman (2009), aber auch Shahani (2008), Kolko et al. (2000) oder Goggin und McLelland (2009).

formuliert, dass erstens informierte Zustimmungen eingeholt werden, zweitens Beeinträchtigungsfreiheit gewährleistet wird und drittens eine Anonymisierung erfolgen muss. Mittlerweile ist die Diskussion zu den spezifischen forschungsethischen Anforderungen für ethnografisches Arbeiten online weit vorangeschritten. Boellstorff et al. (2012, 129-150) widmen ihnen ein Kapitel ihres Handbuches. Dabei gehen sie vom Prinzip der Fürsorge aus (vgl. ebd. 129-131), das über Dörings Prinzip der Beeinträchtigungsfreiheit hinausgeht. Sie leiten dies aus dem asymmetrischen Machtverhältnis zwischen Forschenden und Beforschten ab. Daher argumentieren sie, dass die Beforschten nicht nur keinen Schaden durch die Forschung erleiden dürfen, sondern aus ihr einen Vorteil ziehen sollten. Die Forschenden müssten daher mit Fingerspitzengefühl, Sensibilität und Behutsamkeit vorgehen. Von diesem Grundprinzip leiten sich dann die forschungsethischen Anforderungen der informierten Zustimmung, der Minimierung von institutionellen und rechtlichen Risiken, der Anonymisierung, des Umgangs mit Täuschung der Informant_innen sowie mit Sexualität und Intimität, der Entschädigung, des Verlassens des Feldes und der angemessenen Darstellung ab (vgl. ebd. 131-150). An dieser Stelle werde ich vor allem auf die Fragen der informierten Zustimmung und der Anonymisierung eingehen, weil sie mich im Rahmen des Forschungsprojektes besonders beschäftigt haben.

Für die Frage der informierten Zustimmung ist vor allem entscheidend, ob virtuelle Räume und die Interaktionen in ihnen als öffentlich oder privat angesehen werden (vgl. Döring 2003, 238; Hine 2000, 23-24; Snee 2013). Diese Frage ist nicht einfach zu beantworten. So argumentiert Gajjala (2002, 182-183), dass die von ihr untersuchte Mailing-Liste keinen sicheren privaten Raum darstellte. Da aber die Nutzenden davon ausgingen, dass es einer sei, müsse die Forscher_in abwägen, ob es legitim sei, sie als öffentlichen Raum zu behandeln, und ob sie eine Genehmigung brauche (vgl. Bozdag 2013, 86). Auch Kuntsman (2009, 27) hat sich, obwohl die von ihr beobachtete Webseite – wie das Internet – als öffentlich eingeschätzt werden kann, eine Erlaubnis eingeholt und hat versucht so viele Nutzende wie möglich über ihre Forschung zu informieren. Rutter und Smith (2005, 90) weisen darauf hin, dass das Wissen der Postenden um unbekannte Lesende nicht bedeutet, dass ihre Äußerungen forschungsoffentlich sind. Die Frage der Öffentlichkeit von virtuellen Räumen ist nicht eindeutig, sie wird zwischen den Nutzenden immer wieder neu verhandelt und erfordert von den Forschenden, dass sie sich positionieren und mit den Beobachteten verständigen (vgl. Döring 2003, 238; Hine 2000, 24). Dies gilt auch dann, wenn der Widerspruch Einzelner ausreichend sein kann, um ein Forschungsprojekt scheitern zu lassen (vgl. Döring 2003, 238; Gajjala 2002).

Dabei geht es auch um die Entscheidung, welche und wie viel Informationen über die eigene Person und das Forschungsprojekt transparent gemacht werden (vgl. Greschke 2009, 56-57; Kuntsman 2009, xvi-xvii; Hine 2015, 71-73). Rutter und Smith (2005, 88-89) argumentieren, dass den Forschenden eine besondere Verant-

wortung zukommt, da sie die meiste Zeit unsichtbar sind und daher aktiv dafür sorgen müssen, dass sie wahrgenommen werden. Sie selbst haben dies durch einen auf ihre Forschungstätigkeit hinweisenden Namen und eine Signatur versucht (vgl. ebd. 89). Auch ich habe in meiner Signatur auf meine Forschungstätigkeit hingewiesen und einen Link zu meiner Forschungs Webseite angegeben (vgl. Prolog 2). Aber diese Versuche der Sichtbarkeit sind unzureichend. Nutzende können sie nur wahrnehmen, wenn die Forschenden aktiv posten und diese Posts auch gelesen werden. Daran ändert auch nichts, wenn Forschenden – wie mir – von der Redaktion die Forschung erlaubt und zu Beginn des Forschungsprojekts ein Artikel über das Vorhaben im redaktionellen Teil gepostet wurde. Nur jene, die den Artikel gelesen oder mit mir interagiert haben, wussten von mir. Für neue oder seltene Nutzende war ich unsichtbar. Anders als in physischen Räumen konnten sie nicht wahrnehmen, dass ich in der Ecke saß und alles aufmerksam verfolgte. Die Offenheit virtueller Räume und die große Fluktuation ihrer Nutzenden sind der wesentliche Grund, warum nicht alle Nutzenden über das Forschungsprojekt informiert und ihre Genehmigung eingeholt werden können (vgl. Döring 2003, 238; Hine 2000, 24; Rutter und Smith 2005, 89). Aber gerade, wenn eine umfassende informierte Zustimmung unmöglich ist, ist es die Verantwortung der Forschenden, sich mit dieser forschungsethischen Frage intensiv auseinanderzusetzen und einen kontextadäquaten Umgang zu entwickeln.

Anonymisierung ist eine Möglichkeit, sowohl jene, die der Forschung zugestimmt haben, als auch jene, die ihre Zustimmung nicht gegeben haben, vor ungewollten Folgen zu schützen (vgl. Bozdag 2013, 86). Damit kann das Risiko verkleinert werden, Informationen zu veröffentlichen, die Beforschte in unangenehme Situationen bringen oder negative Konsequenzen nach sich ziehen können (vgl. Boellstorff et al. 2012, 136). Grundlegend ist es dabei, Pseudonyme nicht nur für Offline- sondern auch für Online-Identitäten zu nutzen (vgl. ebd. 137; Döring 2003, 240-242; Hine 2000, 24). Zudem kann es auch notwendig sein, kollektive Identitäten und Orte zu ändern, da aus ihnen Informationen zu Individuen abgeleitet werden können (vgl. Boellstorff et al. 2012, 137-139). Hierzu kann auch gehören, die URLs von Interneträumen und Diskussionen nicht anzugeben (vgl. Döring 2003, 241; Kuntsman 2009, 13), da über diese sonst leicht mehr Informationen über die einzelnen Informant_innen zusammengesetzt werden können. So verwendet Greschke (2009) einen fiktiven Namen für den von ihr untersuchten Internetraum. Wie bei allen anderen Anonymisierungen führt dies zu einem Informationsverlust. Zwischen den Anforderungen einer aussagekräftigen Beschreibung und der Notwendigkeit des Schutzes der Privatsphäre der Informant_innen muss daher kontextspezifisch abgewogen werden. Zudem ist Anonymisierung – gerade bei öffentlich zugänglichen Quellen im Internet – kaum vollständig möglich (vgl. Joinson 2005, 26; Boellstorff et al. 2012, 139). Miller (2011) entscheidet sich bei seiner Darstellung von zwölf Facebook-Nutzenden-Porträts daher zur Verschleierung seiner

Informant_innen: »made extensive changes in detail and combined materials from different participants within individual portraits in order to protect the anonymity of those who participated in the study« (ebd. xi). Um die Anonymität noch stärker zu gewährleisten, hat er (ebd. xv) die Informant_innen nach der Studie zusätzlich in Facebook entfreundet und sich somit aus ihrem Umfeld verabschiedet (vgl. Boellstorff et al. 2012, 139-140).

Im Abwagen zwischen Informationsdichte und forschungsethischen Anforderungen habe ich einen geringen Grad der Verschleierung gewählt (vgl. Shahani 2008, 154; Bruckman 2002, 230): Den Namen Indernet behalte ich bei, gebe aber nicht die URL des Internetportals an⁷. Namen, Nicks und persönliche Informationen habe ich verändert. Wörtliche Zitate ändere ich minimal, damit sie nicht so leicht von Suchmaschinen gefunden werden können. Details, von denen ich annehme, dass sie Individuen schaden könnten, habe ich weggelassen. Dabei ändere ich die Informationen zu einzelnen Personen desto mehr, je mehr ich befürchte, dass die von mir zusammengestellten Informationen ihnen schaden könnten. Dies gilt zum Beispiel für einen schwulen Interviewten, der durch meine Arbeit nicht geoutet werden wollte. Es gilt aber auch für Redakteur_innen, die mir interne Informationen gegeben haben, oder für Personen, die mit anderen in einem Konkurrenzverhältnis standen. Ich möchte vermeiden, dass Informationen, die mir vertraulich gegeben wurden, einzelnen Personen zugeordnet werden können und dies Konflikte befördert. Dies erfordert ein hohes Maß an Sorgfalt, da Beteiligte Informationen leichter zuordnen können als Dritte (vgl. Boellstorff et al. 2012, 137-139). Ein Redakteur erklärte, nachdem er die diesem Buch zugrundeliegende Habilitationsschrift gelesen hatte, dass mir die Anonymisierung nur teilweise gelungen ist:

»Bei einigen Zitaten erkennt man am Redestil ganz gut, wer sie sind. Andere Redakteure erkenne ich eher daran, über was sie erzählen und natürlich darin, welche Infos Du dazu lieferst. Bei einigen Veranstaltern bin ich mir allerdings manchmal nicht sicher. Ich finde es sehr spannend, das anhand von Sprechstil und Kontext herauszufinden. Ich bin jedoch sicher, dass der ›normale‹ Leser das niemals erkennen und auseinanderhalten wird.«

Weil er mit den Redakteur_innen über viele Jahre einen so engen Kontakt hatte, ist es mir kaum möglich, Informationen so zu anonymisieren, dass er Aussagen gar nicht zuordnen und keine Annahmen über Personen hinter Pseudonymen machen kann. Bei jenen, mit denen er weniger Kontakt hatte, ist es mir besser gelungen. Gelungen ist es mir zum Teil auch dadurch, dass ich einzelnen Interviewten

7 Eine völlige Anonymisierung des virtuellen Raumes wie bei Greschke (2009) ist mir nicht möglich, da ich in früheren Publikationen auch URLs angegeben habe und mich auf Literatur beziehe, die die URL des Indernets explizit benennt.

mehrere Pseudonyme gegeben habe, um zum Beispiel zwischen privaten Aussagen und Aussagen als Redakteur_in zu unterscheiden. Wenn wie im Fall der Gründer die Anonymisierung nahezu unmöglich war, habe ich Personen mit Buchstaben bezeichnet und diese in verschiedenen Passagen unterschiedlich genutzt. So verbergen sich zum Beispiel hinter X verschiedene Personen, und eine Person hinter verschiedenen Buchstaben. Einer der Redakteure erklärte im Gespräch über das Manuskript (vgl. Prolog 3):

»Dass ich mehrere Identitäten hatte, ist mir erst spät aufgefallen. Weil das einfach nicht passt. Man denkt ja erst einmal immer schön in diesen Schubladen und da denkst du, das ist jetzt der. Dann merkst du, das stimmt nicht, das habe ich doch gesagt. Man erkennt ja schon seine eigenen Passagen wieder. Du hast die schon so weit vom Sprachstil übernommen. Anhand dessen konnte ich irgendwann realisieren, dass es tatsächlich mehrere Identitäten gibt. Aber ich habe bestimmt nicht alle... irgendwann habe ich es auch aufgegeben. Ich wollte den Text letztendlich lesen und nicht gucken, wo bin ich jetzt und wer bin ich, sondern einfach den Text lesen.«

Forschen zu natio-ethno-kulturell Ähnlichen

Riegel und Kaya (2002) sowie Andersson (2005, 100-103) zeigen auf, wie natio-ethno-kulturelle Nähe und Distanz zu den Informant_innen unterschiedliche Zugänge verschaffen und damit unterschiedliche Erkenntnisse generieren, die jeweils legitim sind (vgl. Clifford 1986, 9). Dabei weist Andersson (2005, 102) darauf hin, dass nicht nur die natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit, sondern auch andere Kategorien wie Geschlecht oder Alter die Nähe und Distanz zu den Beobachteten bestimmen. Dies stellen auch Ganga und Scott (2006) fest, die sich auf der Basis von natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeitskontexten als mit ihren Informant_innen gleich imaginiert hatten, dann aber in den Interventionssituationen feststellten, dass sie in Bezug auf Klasse oder Generation als anders wahrgenommen wurden. Sie argumentieren, dass ihnen die natio-ethno-kulturelle Nähe ermöglicht, die sonst durch die Dominanz der natio-ethno-kulturellen Dichotomie verschleierte Verschiedenheit wahrzunehmen. Auch Gajjala (2004, 20) zeigt, wie als natio-ethno-kulturell gleich wahrgenommene Forschende anders interagieren können als andere. So wurde ihre Forschung in einem als südasiatisch definierten virtuellen Raum erst dann zum Problem, als eine andere Forschende, die nicht als südasiatisch wahrgenommen wurde, über diesen Raum arbeiten wollte und damit eine allgemeine Diskussion über Forschung in Gang setzte. Gajjala (ebd. 29-30) zeigt auch, wie sie von einer Gleichen, die sich aktiv am virtuellen Raum beteiligte, zu einer Anderen wurde, als sie anfing über diesen Raum zu forschen. Es ist also auch der Forschendenstatus, der Distanz erzeugt, selbst wenn die Forschende vorher Teil der Gemeinschaft war. Auch Kuntsman (2004) illustriert, dass die Unterschei-

dung zwischen zugehörig und fremd nicht eindeutig ist. Sie beschreibt, wie sie sich in dem von ihr untersuchten virtuellen Raum gleichzeitig als zugehörig und als fremd empfunden hat. Dies gilt auch für meinen Bezug zum Indernet.

Das Indernet habe ich als Raum für als indisch markierte Menschen, die im deutschsprachigen Europa sozialisiert wurden, wahrgenommen. Natio-ethno-kulturell gehörte ich damit zum Indernet. Das bedeutete aber nicht, dass ich von den Interviewten als ihnen ähnlich angesehen wurde. So bekam ich in einem Interview ein überraschtes »Ach, die kennst du? Ja, das sind wir« auf meine Frage, ob ihre Familie Ahmadis seien. Die Interviewte hatte offensichtlich nicht erwartet, dass ich diese religiöse Gruppe kenne. Tatsächlich kannte ich sie auch nicht durch meine Sozialisation, sondern durch mein Studium. Am deutlichsten wurde mir meine Außenseiterrolle in einem anderen Interview. Ich hatte mit einer Interviewpartnerin und ihrer Familie, die mich schon seit Jahren aus indisch definierten Zusammenhängen kannte, zu Mittag gegessen. Während des Essens sprach sie ihren Bruder mit seinem Namen an. Er kommentierte das, da sie ihn sonst mit Dada (älterer Bruder) anredete. Hierauf sprach ich die Interviewpartnerin im Interview an. Sie erklärte, es gebe Situationen in denen sie den Namen ihres Bruders statt der Bezeichnung Dada benutzte:

»Aber das habe ich echt gerade überhaupt nicht gemerkt. Normalerweise sag ich es dann, wenn man beispielsweise draußen ist und in einem Umfeld ist, wo mehrere andere Personen sind, die nicht wirklich zu dem familiären Kontext Zugang haben, dann ist man schon geneigt zu sagen: ›Raju, kannst du mal bitte‹, weil die sonst denken, ›Warum nennt die denn ihren Bruder Dada, der heißt doch anders‹. Um zu vermeiden, dass dann irgendwelche Fragen kommen, oder so, sag ich dann direkt Raju, und gut ist es.«

Sie benutzte den Namen ihres Bruders, wenn sie mit Menschen zusammen war, die durch die andere Bezeichnung irritiert gewesen wären und sie in Erklärungsdruck bringen konnten (vgl. Battaglia 1995). Sie versuchte, dies zu vermeiden, indem sie sich den in Deutschland gängigen Normen anpasste. Mich schien sie unbewusst als Vertreterin der Norm wahrgenommen zu haben. Ihren Bruder irritierte sie damit aber.

Natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit ist sehr viel komplexer als dies die Dichotomie zwischen Wir und den Anderen nahelegt. Zudem unterschieden mich noch weitere Aspekte von den Machenden und Nutzenden des Internets. Nicht nur nahm ich eine Forschenden- anstelle einer Nutzendenperspektive ein, ich war auch viel älter, hatte andere (politische und akademische) Interessen und einen anderen Bezug zu natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeiten als Viele. Ohne mein Forschungsinteresse hätte ich das Indernet wohl nicht genutzt. Um die Bedeutung der verschiedenen Differenzen in den Blick zu bekommen, ergänzten Beobachtungen studentischer Hilfskräfte (vgl. Paske 2005; Florea 2005) meine Beobachtung

des Indernets. Zum einen fühlten Mareile Paske und Ioana Alexandra Florea sich natio-ethno-kulturell nicht zugehörig und blickten so mit einem distanzierteren Blick auf das Beobachtete. Zum anderen waren sie von Status und Alter viel näher an den Postenden und fühlten so eine stärkere Verbundenheit, als ich sie empfand. Diese verschiedenen Perspektiven führten zu interessanten Diskussionen und halfen mir, meine Positionierung bewusster wahrzunehmen.

Repräsentation der Interpretation

Zu den forschungsethischen Anforderungen von Boellstorff et al. (2012, 149-150) gehört die angemessene Darstellung der Beforschten. Sie argumentieren, dass auch wenn jede Ethnografie eine Interpretation ist, nicht alle Interpretationen gleich angebracht sind.

Ich gehe davon aus, dass Wissen immer situiert ist (vgl. Haraway 2007). Die wissenschaftliche Erkenntnisproduktion hängt zudem von den Paradigmen ab, denen die Forschenden folgen (vgl. Kuhn 1970; Lakatos und Musgrave 1974). Die Forschenden erzeugen dabei die Sachverhalte, über die sie schreiben (vgl. Broden und Mecheril 2007, 16). Durch ihre handwerkliche Tätigkeit produzieren sie Fiktionen (vgl. Clifford 1986, 6-7). Sie konstruieren Wahrheiten, die durch Ausschlüsse gekennzeichnet sind (ebd.).

Mit Hilfe von Mecherils (2003, 32-56) Beschreibung, wie aus empirischem Material ein wissenschaftlicher Text wird und wie Material und Text zusammenhängen, will ich hier das Verhältnis dieses Buches zum Indernet verdeutlichen. Mecheril (ebd. 40-49) argumentiert, dass das empirische Material den wissenschaftlichen Text, den er Interpretationstext nennt, ermöglicht. Es generiert ihn und regt die Entwicklung von Ideen, Vermutungen und Spekulationen an. Letztere bewegen sich dabei vom Material weg, kommen aber immer wieder darauf zurück. In Verbindung mit dem Vorwissen, den Interessen und den persönlichen Verortungen der Forschenden entsteht eine eigene Dynamik in der Entwicklung des Interpretationstextes. Es stellen sich thematische Foki ein, die weder notwendig noch willkürlich sind. Das empirische Material und die theoretische Auseinandersetzung befriachten sich wechselseitig. Dabei begrenzt das Erfordernis der Konsistenz und Kohärenz der wissenschaftlichen Argumentation zunehmend die Freiheitsgrade der Ideen, Vermutungen und Spekulationen. Das Ergebnis des Prozesses ist eine Als-ob-Beschreibung, eine Geschichte, die durch ihre Plausibilität überzeugen muss und an dieser gemessen wird. Dabei sind die Interpretationstexte performativ und repräsentierend (vgl. ebd. 50). Sie erzeugen einen bestimmten Eindruck und präsentieren eine bestimmte Lesart. Hierfür trägt die Forschende die Verantwortung.

Ich verstehe mein Vorgehen während des Forschungsprojektes ebenso: Ich habe die von mir gesammelten Mosaiksteine und die theoretischen Ansätze auf mich

wirken lassen, habe mir mit den letzteren Werkzeuge geschaffen, um die Mosaiksteine zu bearbeiten und zu Mosaiken zusammenzusetzen. Ich habe Steine zur Seite gelegt und bin wieder auf sie zurückgekommen. So haben sich Bilder entwickelt. Teile haben sich aneinandergefügten und ich habe mich von ihnen leiten lassen. Zum Teil musste ich von Bildideen wieder ablassen, weil das entstehende Mosaikfragment mich nicht weiterbrachte. Zum Teil hatte ich schnell ein wichtiges Fragment vor Augen. Beim Schreiben zwingt mich die Anforderung von Kohärenz und Konsistenz dazu, die Mosaiksteine so zusammenzufügen, dass es für die Lesenden plausibel erscheint. Dazu gehe ich immer wieder zu meiner Sammlung zurück und das Bild verändert sich laufend in Nuancen oder auch grundlegend. Dabei sind die Mosaiken, die ich hier präsentiere, meine Lesart, meine Interpretationen. Es sind Interpretationen, die mir plausibel erscheinen und die ich zur Diskussion stellen will. Es sind Interpretationen, die aus den Mosaiksteinen, dem gewählten theoretischen Zugang und meiner sozialen Positionierung entstanden sind.